Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 18 (1914)

Artikel: Der Genferzipfel [Schluss]
Autor: Ehrsam, Hermann
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-572662

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

friedlich Eiland hebt sich aus stillen Wassern; im Park ein lauschig Plätzchen lockt zur Rast, und zwischen Pappeln versteckt winkt ein heimatlich Haus. In diese ruhevolle Feiertagsstimmung hinein rauscht das Meer, Möwen kreisen über seiner Flut; ein Adler strebt der scheidenden Sonne zu — wahrlich, das sind Motive, die wie Musik zum Herzen klingen! Und dies alles sagt uns Anners Radiernadel in unendlich liebevoller Arbeit, die nicht übertroffen werden kann. So ist Emil Anner in seinen Exlibrisblättern, die überall, wo diese Sitte gepflegt wird, gekannt und hochgeschätzt sind, der berufene Interpret intimer Naturschönheit geworden. Neben dem Landschaftlichen liebt er es, auch die Plastik und das Blumenmotiv mitreden zu lassen ... Georg Müller, Brugg, ist ein Landschafter von ähnlicher stillbeschaulicher Art, doch zeigen seine Blätter eine kräftigere Linienführung. Auch Adolf Weibel, Aarau, bevorzugt in seinen hübschen farbigen Lithographien das landschaftliche Süjet, dem er etwas Feierliches abzugewinnen versteht. Charles Welti's, Aarburg (Abb. S. 160) erzählende Radierung spricht von glücklicher Erfindungsgabe. (Schluß folgt).

Der Genferzipfel.

Eine Markensammlergeschichte aus der Bubenzeit von Hermann Ehrsam, Zürich. (Schluß). Nachdruck verboten.

Einmal kam ich heim mit zerrissener Hose. Ich war Räuberspion gewesen und an einem Nagel hängen geblieben. Meine Mutter hatte grad großen Waschtag, und so war jetzt keine Zeit, mich zurecht zu flicken. Ich mußte mich umkleiden; dann legte mir meine Mutter das blessierte Gewandstück über den Arm und sprach das hochwillkommene Wort: „Nun geh mal schnell zu dem Schneider Duck hinüber! Er soll dir die Höslein notdürftig zusammenkleistern, daß du sie sofort wieder anziehen kannst! Die tun's schon noch für den Krieg!"

Und ich rannte eiligst in freudiger Erwartung über die Straße. Nun konnte ich ja einmal den Genferzipfelbesitzer näher in Augenschein nehmen, und wer weiß, vielleicht zeigte er mir sein Markenbuch, wenn ich recht freundlich war?! Ich stoffelte die fünf Stockwerke empor und stand endlich vor der Tür. Aber meine Hoffnung wurde zuschanden; der Duckmäuseler war nicht daheim. Die Laustrude meinte erschrocken, ich dürfe ihrem Vater nichts sagen wegen der Marken. Und ich soll morgen wieder kommen; die Hosen seien dann vielleicht gemacht.

Fritz Gilsi, St. Gallen. Exlibris Emmy Gilsi-Brunschweiler (Radierung).

Eine Ewigkeit dünkte es mich, bis der andere Tag anbrach, und unendlich lang kam mir die Vormittagsschule vor. So zerstreut und unaufmerksam war ich seit langer Zeit nicht mehr gewesen, und das will etwas heißen. Ich lebte in beständiger Angst, die Trude könnte meine Höslein herüberbringen, und dann ade, du Albumtraum! Ungeduldig schielte ich daheim immer ans Nachbarhaus hinauf, ob sich dort nicht am Dachfenster der Duckmäuseler zeige; denn ich wollte mein Gewand holen, wenn er daheim war. Und endlich, endlich taucht dort droben das bebrillte Köpflein empor, und regelmäßig fährt der rechte Arm auf und ab. In einer Hast laufe ich zu der Schneiderwohnung hinüber und läute. Von drinnen lärmt das Geplärre des Viktorle, der vierjährige Alfonsle kräht sein „Schnäggenhäusle, Schnäggenhäusle", und die Julia ruft sonst was. Ich läute nochmals; der Schneider keift und schimpft, und endlich schlurft er daher und macht vorsichtig die Türe eine Spanne weit auf. Meine Höslein seien noch nicht fertig, meint er, aber ich könne darauf warten. Das ist es, was ich haben wollte!

Neugierig trat ich in die schmutzige Stube, in der mir die Luft fast den Atem benahm. Der Schneider hüpfte wieder auf seinen wackeligen Tisch am Fenster vorn und nähte weiter an meinem Hosenblätz. Der Viktorle kroch am Boden herum und ließ eine nasse Spur hinter sich zurück, die Julia lief geduldig hinterdrein und lachte und verschmierte unbeholfen das Zeug mit einem Lumpen, der Alfonsle stand auf dem Kopf in einer Ecke und versuchte den Hochstand. Die Laustrude sah ich nirgends; sie sei mit der Arbeit in die Stadt, sagte der Alfons.

Nun schielte der Duckmäuseler zu mir herüber, piepste und fragte mich, wie alt ich sei, in welcher Klasse, ob ich gern gehe, was ich werden wolle, was ich so treibe ... Und so wußte er auf einmal, daß ich Marken sammle und tausche und sogar zweimal ein Zehnrappen-Kuvert mit je hundert Stück gekauft habe.

Der Schneider lächelte vergnügt, fragte dies und das, und als die Höslein stolz mit einem schönen neuen Fleck versehen, da wischte er seine magern Hände am dünnen Scheitel ab und meinte erwartungsvoll: „Nun, Büeble, willst wohl mein Buch auch anschauen, heh?"

Da wurde ich hochrot bis ins Haar hinauf und stotterte vor Begeisterung irgend etwas von unverdienter Güte und großer Ehre. Der Duckmäuseler schloß mit seinem Uhrschlüssel ein Schächtelchen auf, entnahm diesem einen Schlüsselbund, öffnete die unterste Schublade der wurmstichigen Kommode und enthüllte aus Seidenpapier das prachtvollste Markenalbum, das ich je gesehen! O ja, das sagte ich mir, einen Genferzipfel durfte man schon nicht in ein so gewöhnliches Buch hineinkleben, das wäre Sünde gewesen!

Der Herr Duck breitete zuerst ein sauberes Tüchlein über den Tisch, hauchte den goldstrotzenden Titel auf dem Deckel an, glänzte sorgsam die wunderbare Aufschrift und ließ mich wonnig die strahlende Herrlichkeit übersehen. Dann legte er einen Augenblick ernst beide Hände darauf, und nun öffnete sich

vor meiner staunenden Wenigkeit das „Duckmäuslerische Markenparadies“! Da kamen alte, prachtvolle Marken zum Vorschein. Der Herr Duck erklärte mir jede und ließ sie mich anschauen mit einem Vergrößerungsglas und erzählte mir, wie er diese und diese und jene erhalten, erhandelt und getauscht habe. Auch als kleines Büblein habe er angefangen, und nun sei das sein schönstes Vergnügen, wenn er so sich abgeben könne mit seinem Album. Gespannt sah ich zwischen seine blätternden Finger, ob es nicht bald glänze und leuchte. Aber der Schneider erzählte unermüdlich weiter: „Hier ist 'ne ganz feine, siehst du? Das ist Thurn und Taxis, schwer alt! Und das sind alte Badenser, ganzer Satz! Und das da Württemberger! Und schau mal, hast du schon Polen gesehen?!“

Und dann kam die Schweiz. Sitzende und stehende Helvetias ganze Reihen! Und dann noch Straf- und Stadtmarken: Zürcher, Basler, Berner, Luzerner, Genfer, Sachen, die ich noch gar nie gesehen. Besonders die Genfer, die war so eigentümlich. Die hatte genau die gleiche Form wie das schräggedrückte, windschiefe Rechteck, das uns gestern der Lehrer zum Abzeichnen an die Wandtafel gemalt. Jetzt konnte ich mich nicht mehr länger bemeistern, ich tat einen tiefen Schnauf und fragte hastig: „Und den Genferzipfel, haben Sie den auch?“

Der Duckmäuseler blitzte mich frohlockend an mit seiner Brille und lächelte wichtig: „Ei, freilich! Siehst ihn nicht, Schlauköpfle?“ Und damit wies er grad auf die Genfer Stadtmarke hin. Ich starrte ihn mit erstaunten Augen an: So ein Lügner! Der Schreck durchfuhr mich, und ich machte vor plötzlicher Verblüffung weit den Mund auf. Endlich stöhnte ich mühsam: „Ist — ja — nicht — wahr!“

Da war die Verwunderung auch auf der Schneiderseite, und er fragte ebenso beklommen: „Wieso?“

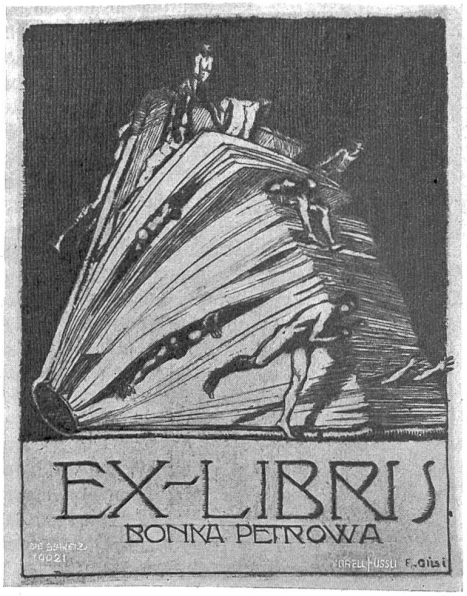
„Der Genferzipfel hat doch drei Zipfel und ist mit lauter Gold und Silber gedruckt und hat einen Edelsteinstempel!“

Da stieg eine Blutwelle dem Männlein in den Kopf, er schlug die Hände zusammen und quiekte in den höchsten Tönen: „O du mein lieb's Herrgöttle vo Biberach! Hat man schon mal so was gehört! Gold und Silber! Edelsteinstempel! Drei Zipfel! Du dummer Lausbub, du bist selber ein Zipfel, und zwar ein großer! Meinst wohl, ich bin ein Schwindler, ein Lügner, heh?!“

Diese Frechheit brachte mich nun aber auch aus dem Häuschen, ich vergaß mich ganz. Mein Bubenherz war voll Zorn über die Verleumdung des Genferzipfels; ich stand stramm und starrte steif dem Duckmäuseler in seine schwarze Brille und sagte tapfer: „Jawohl, Sie sind ein Lügner! Nur die Kaiser und...“

Schon saß mir eine gesalzene Ohrfeige an der Backe, und schon stand ich vor der Tür und rutschte die Treppe hinab, und meine geflickten Höslein flatterten hinter mir drein. Das war das Ende meines denkwürdigen Besuches beim Duckmäuseler.

Die nächste Zeit war ich ganz verzweifelt; ich wußte, daß ich mein Spiel beim Schneider verloren hatte und daß es nun aus war mit dem Genferzipfel. Ich überlegte mir die Geschichte und fand zuletzt, daß der Duck vielleicht doch nicht so unrecht haben könnte. Sein Genferzipfel in Rhombusform war eigentlich auch ein kurioses Ding, und meine frühere Anschauung kam mir nun ganz unglaublich, ja sogar lächerlich vor. Ich konnte mir gar nicht mehr vorstellen, wie diese papierene Marke aus echtem Gold und Silber aussehen und warum es jetzt grad der „Genferzipfel“ sein sollte ... Aber gern hätte ich diesen doch noch einmal angeschaut.



Fritz Gilli, St. Gallen. Exlibris Bonka Petrowa (Radierung).

Eines Tages kam die Laustrude heulend auf mich zu und sagte: „Du mußt mir die Marken wieder zurückgeben! Der Vater hat vorhin gesagt, er wolle jetzt dann einmal die Schachtel ansehen, und wenn er merkt, daß so viele Marken fehlen, dann geht es mir aber ganz schlecht!“

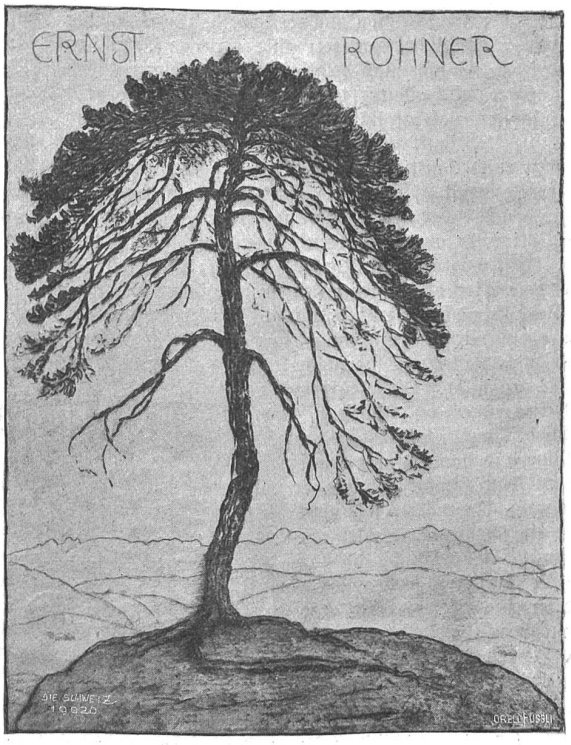
Da erschrak ich; unmöglich wollte ich meinen eroberten Schatz so leichthin zurückerstatten. Ich brauchte allerlei Ausreden und meinte zuletzt: „Weißt du was, Trude? Bring mir die Schachtel mit den andern Marken auch noch, und dann sagst du einfach zu deinem Vater: Die Mäuse haben sie gefressen. Und damit basta!“

Da heulte das Mädchen wieder und drohte verzweifelt: „Nein, nein! Eher sag ich's dem Vater, und daß ich alles gestohlen habe, und ...“

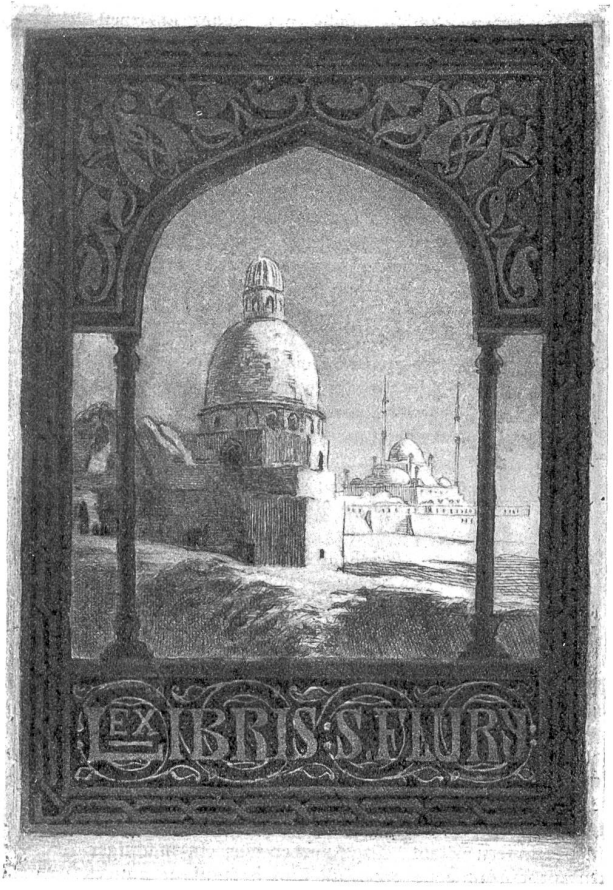
„Und bekommst ganz fest Prügel und kommst ins Zuchthaus!“ machte ich gleichmütig. Mir aber war dabei himmelangst, und ich setzte daher hinzu: „Bring mir den Genferzipfel, dann bekommst du wieder alle!“

Da sperrte sie sich lange gegen diese unmögliche Zumutung; aber zuletzt sagte sie doch: „Ja, ich will es vielleicht einmal versuchen.“

Am gleichen Nachmittag mußte ich einen Auftrag ausrichten in der innern Stadt. Tags vorher war ein mächtiger Platzregen niedergegangen; der Fluß kam hochauf gedommert daher und schoß in mächtigen Wogen vorbei. Lange stand ich auf der Brücke und starrte in die schmutziggelben Wirbel hinunter,



Emil Schmid, Heiden-München. Exlibris Ernst Rohner (Radierung, 1913).



Paul Flury, (Graubünden) Paris. Exlibris S. Flury (Radierung).

daß es mir ganz angst machte und mir fast schwindlig wurde. Auf dem Heimweg sah ich schon von weitem, daß dort auf der Brücke etwas Sonderliches los sei; eine Gruppe Menschen stand am untern Geländer und drückte sich daran herum. Ich Knirps schlüpfte zwischendurch und drängte mich zuvorderst hin. Da sah ich ganz nah am linken Ufer, wie sich dort ein Hund verzweifelt wehrte, sank, emportauchte, mit müden Beinen hilflos watete und sank, sich vom Wasser schwemmen ließ und wieder alle Kraft anstrengte, aufs Trockene zu kommen. Am Ufer standen Männer und pfiffen und lockten den Hund, und der stierte sie immer an mit starren Augen und keuchte und keuchte ... Jetzt wagte sich ein Bursche bis ans Wasser hinab und streckte dem Tier die Hände entgegen; nur eine Elle war das arme Geschöpf noch entfernt, da tauchte es wieder unter ... Nun kam einer mit langer Stange und meinte, der Hund könnte sich dran halten; er versuchte es auf alle möglichen Arten, aber erfolglos. Die Leute lachten und johlten darüber und schrieen, man solle das Vieh ersaufen lassen. Sie machten schlechte Witze und standen nun gelassen da und schauten dem Hunde zu, wie er mit dem Tode rang. Da machte sich nicht weit hinter mir ein schrilles Stimmlein bemerkbar, und wie ich zurücksah, da stand der Duckmäuseler dort und war ganz bleich und schrie in einem fort: „Nein, das kann ich nicht mehr ansehen! Nein, das kann ich nicht! Ihr Herren helft ihm doch, helft ihm doch, dem armen Tier!"

Da lachte wieder alles, und einer rief: „So geh' doch selber, wenn du auch ersaufen willst!"

Und nun sah ich, wie das Schneiderlein ans Ufer hinunter hastete, sein schwarzes Kleidertuch beiseite warf, zitternd sich an einem Haselbusche hielt und ins Wasser sprang, sodaß ihm dieses bis an die Achseln emporschoß und ihn umriß. Aber er hielt sich fest; die Rechte streckte er weit dem Hunde entgegen und erwischte nun diesen im Genick und packte ihn. Das Tier sträubte sich sehr in seiner Todesangst; doch der Schneider ließ nicht los und riß es an sich; mit äußerster Anstrengung kam er ans Ufer und schleppte den Hund halbwegs die Böschung hinauf. Nun aber wehrte sich dieser wie toll und wollte durchaus wieder ins Wasser hinein; aber der Duck hielt fest, und der Hund stieß und riß und biß wie wahnsinnig auf den Schneider ein. Doch der ließ nicht los; er warf sich über ihn, packte ihn in der Verzweiflung an der Kehle und ließ nicht nach, bis das Tier sich willenlos ergab. Aber es hatte sich fest in Ducks rechte Hand verbissen. Nun schleppte dieser den Hund ganz hinauf, warf ihn über den Hag zu uns hinüber und stieg selber nach. Die Leute drängten sich um meinen Nachbarn und schrieen ihm in die Ohren, es sei eine Verrücktheit von ihm gewesen, eine Pflichtvergessenheit gegenüber seiner Familie und man sollte es eigentlich der Polizei anzeigen. Aber einige schrieen nicht mit, sie sahen sich stumm das Schneiderlein an, wie es schlotternd dastand und bleich lächelte. An den Hund wagte sich niemand. Der lag keuchend da und fuhr unsinnig mit dem Kopf in der Luft herum. Nun stand er auf, lief einige Meter, fiel hin und stellte sich wieder auf und machte sich torkelnd davon ...

Daniel Duck stand abseits am Brunnen und einige Krakeeler um ihn herum und schimpften immer noch und schrieen unaufhörlich, daß er sofort zum Doktor solle. Aber das Männlein lächelte immer noch sein bleiches Lächeln und ließ den kalten Wasserstrahl auf die Wunde niederschießen und verbiß seinen Schmerz. Die Handballe war ganz durchbissen. Nun machten sich die Leute davon, bis auf einen alten Arbeiter. Der hatte eine Verbandpatrone bei sich und verband die Wunde, so gut es ging, und sagte auch immer, daß er zum Doktor solle. Ich stand scheu daneben und hatte das schwarze Kleidertuch unter dem Arm, und nun geleiteten wir den Duckmäuseler heimwärts. Doch nach einer kurzen Zeit verabschiedete sich auch der Arbeiter, und wie ihn auch der Schneider bat und anflehte, der Mann wollte nicht mitkommen: er habe höchste Zeit in die Fabrik. So ging ich allein neben dem Armen einher, der nach einer Weile seufzte: „Ja, die haben gut sagen: Zum Doktor, zum Doktor! Wenn man kein Geld hat!"

Und wir schritten weiter, und wieder fing er verzweifelt an und betrachtete gramvoll seine Hand: „Ja, ja! Mein Gott! Nun ist es wohl aus mit Arbeiten für heute und morgen! Wo soll ich nur Brot hernehmen für meine Kinder?!" Und wieder eine Strecke, so blieb er stehen und weinte ganz leise und sah mich an: „Hast du's gesehen, Büeble? Keiner hat mir geholfen, keiner! So sind die Leute! Sie lachen einen nur aus!"

Und immer wiederholte er bis nach Hause: „Keiner hat mir geholfen! Sie lachen einen nur aus!" Als er in seiner Haustüre stand, da bog er sein Gesicht zu mir nieder, strich sachte mit der linken Hand über mein Haar und lispelte ganz leis: „Ich dank dir, Büeble! Du bist der einzig Gute g'wesen von allen!" Das gab mir einen Stich ins Herz. Sofort wollte ich ihm nachlaufen und schreien: „Nein, nein, ich bin der Allerschlechteste! Ich habe Sie bestohlen und betrogen! Ich bin der Allerböseste!" Aber ein Kamerad hatte mich gesehen, rief mir zu und gesellte sich mir bei. Da schlich ich bedrückt nach Hause in mein Kämmerlein und weinte vor Reue und Scham.

Wie ich am folgenden Morgen aus der Schule heimkam und mich am Duckmäuselerhaus vorbeidrücken wollte, da hielt dort vor der Tür ein Krankenwagen, und neu-

Pietro von Salis, (Graubünden) Zürich. Eigenes Exlibris (Klischeedruck, 1901).

gierige Kinder und Frauen standen herum und lispelten und tuschelten. Mich überkam ein ahnungsvoller Schreck; sie sagten mir: „Der Schneider ist verrückt geworden! Er hat alles kaput gemacht in der Wohnung droben und hat die Kinder zum Fenster hinauswerfen wollen. Einen kranken Hund hat er aus dem Wasser gezogen. Gestern, und der hat ihn gebissen. Und die Lungenentzündung hat er auch noch!" Jetzt wurde die Haustüre geöffnet; zwei Sanitätsmänner trugen eine Bahre; darauf lag der Duckmäuseler, hatte ein weißes Tüchlein vor dem Gesicht und schrie und tobte und weinte. Aber er war hilflos, von oben bis unten festgebunden mit Riemen. Die Männer hoben ihn rasch in den Wagen; leis und schnell rollte das Gefährt davon.

Einige Tage darauf sagte die Mutter zu mir: „Ich habe beim Gärtner ein Kränzlein machen lassen. Geh, hol es und trag's hinüber! Er verdient besondere Ehre, der arme, brave Schneider Duck! Gott geb ihm die ewige Ruhe, dem toten, kleinen tapferen Mann!"

Das war ein schwerer, ernster Gang mit dem Kränzlein ins Nachbarhaus zu der Mansardenwohnung hinauf. Eine ganze Tasche voll der gestohlenen Marken hatte ich bei mir, die ich der Trude zurückbringen wollte; es war zwar nicht die Hälfte von allen und noch lange nicht das Beste, aber dafür mußte sie mir ja auch den Genferzipfel nicht mehr geben. So klopfte ich an, mit halber Reue und traurigem Sinn. Doch als unter der Tür ein fremder alter Herr erschien, der aussah wie ein katholischer Pfarrer, und mich freundlich und würdig auf schwäbisch befragte, da getraute ich nicht, mich nach der Trude zu erkundigen. Ich war wieder voll Furcht und Scham; scheu gab ich mein Kränzlein ab und eilte rasch die Treppe hinab mit hochklopfendem Herzen.

Am Nachmittag stand ich in meinem Kämmerlein versteckt hinter der Fenstergardine und sah angstbeklommen zu, wie zwei Männer ein schwarzes Tuch ans Nachbarhaus hängten und wie vom Spital her im Leichenwagen der tote Schneider gebracht wurde. Ich sah zu, wie die Kinder der ganzen Straße wichtig und stolz Beileidskärtchen in die Urne warfen und dabei taten, als wäre ein großes Fest. Eine armselige Kutsche war da, und in diese stiegen nun der ehrwürdige Herr, ein altes, unbekanntes Frauchen und die Trude. Die hatte ein schwarzes Schürzchen an, war ganz bleich, und nur scheu sah sie zu den Kameraden, die da Spalier standen. Kalt und kümmerlich ruhte der Sarg, eine schwarze Decke darüber gebreitet, und darauf hingen zwei Kränzlein, eines aus Glasperlen und das grüne von uns. Langsam fuhr das armselige Kütschlein hinter dem Sargwagen her und bog traurig um die Straßenecke. Von fern folgte ich dem Begräbnis, stellte mich an das Friedhofsportal und sah von weitem zu, wie sie den Duckmäuseler begruben, den Duckmäuseler, der doch den Genferzipfel hatte und so viele schöne kostbare Marken!

Friedrich Georg Tobler, Trogen-München. Exlibris Willi Ritter (Klischeedruck).

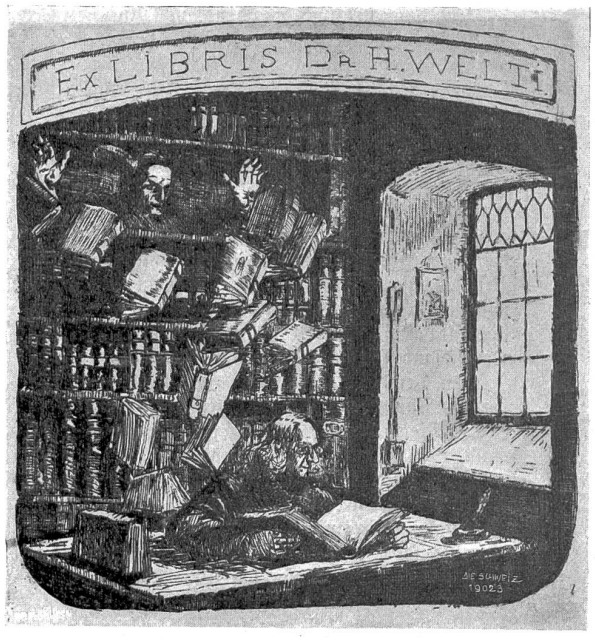
Und dann strich ich bis abends voll Unruh durch Wald und Ried, zerstreute über die weiten Felder und Aecker die Marken, die ich vom Morgen her noch in der Tasche trug, und sah zu, wie all die Herrlichkeit verflog ... Alle, alle Marken, die ich noch daheim hatte, wollte ich der Trude geben. Doch dazu war es zu spät. Denn wie ich nun von meinem einsamen Streifzug nach Hause kam, da wartete im Hof eine Kameradin der Laustrude auf mich, übergab mir ein verschmiertes Brieflein und sagte: „Die Trude läßt dich noch recht grüßen! Grad vor einer Stunde sind sie alle fort, mit der Eisenbahn nach Deutschland für immer!"

In dem Umschlag steckte ein dürftiges Fetzlein Papier, worauf mit Bleistift gekritzelt war: „Wier gehen jetz wider in den Schwartswald der Viktorle und ich und der Alfonz und die Julie. Meine Großmutter und der Herr Pfarrer wo wier hersind, nehmen uns mitheim und wenn ich dann eine Frau bin, dann kome ich wider und tu dir Heiraten. Aber du mußt nicht bös sein und ich habe noch den genferziefel hineingetan aber die anderen Margen hat der Herr Pfarrer un das Ahlbun auch. Ich weiß nichts mehr und auf widersehen nebscht Gruß. Und an alle wo mir nachfragen. Hochachtungsvoll deine Edeltrude Duck." Aus dem Brieflein flatterte der Genferzipfel in meine Hand ...

An einem freien Nachmittag der nächsten Woche stopfte ich still all meine Marken in einen großen Papiersack, nahm verstohlen mein Markenalbum unter den Kittel und schlich so wohlbepackt aus der Stadt und zum Fluß hinunter. Ich hatte mir vorgenommen, meinen papierenen Schatz im Wäldchen drüben zu vergraben, auf romantische Weise. Niemand sollte etwas davon sehen und merken, und ich selbst wollte ganz allein der Wisser des grausigen Geheimnisses sein und so meine böse Duckmäuselerzeit vergraben und vergessen. Nun stand ich unten am Wasser und hüpfte, wie schon oft beim Indianern, auf den moos- und algenüberwucherten, glitschigen Steinen Sprung auf Sprung dem andern Ufer zu. Da sprang ich fehl, schlipfte ab, suchte unwillkürlich mit den Armen Halt — und nun schwammen Papiersack und Album fröhlich im Strudel kreisend davon, immer ferner und ferner, und mit schmerzlichem Sinn schrie ich den vielen schönen Markenwundern nach ... So war es gut! Wenn ich die verführerischen Postwertzeichen vergraben hätte, dann wäre wohl mein sanfter, sauberer Handel noch weiter gegangen und zu weiß was für Folgen gekommen.

Den Genferzipfel jedoch hatte ich mir noch daheim für ein Totenopfer aufgespart. Ich nahm das heillose Teufelsding mit heimlichem Grauen in die Tasche, schnitt mir im Wald ein Stecklein, strich es mit Schuhwichse schwarz an und begab mich mit feierlicher Seele auf den Friedhof zum Grabe des Duckmäuselers. Ich nahm mein Taschentüchlein hervor, in das ich einen kunst-

Walter Koch, Davos. Exlibris Dr. E. Nienhaus (Radierung).



Charles Welti, Aarburg. Exlibris Dr. H. Welti (Radierung).

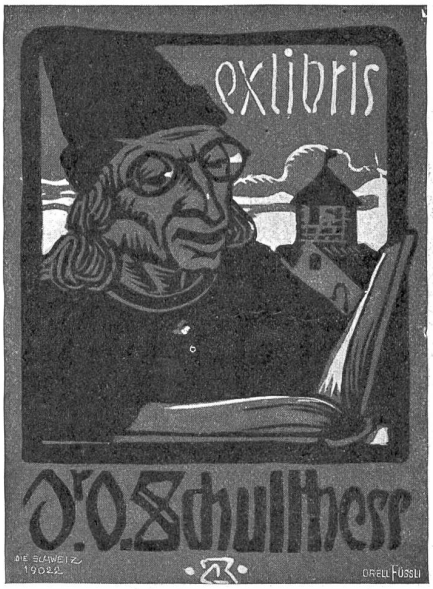
vollen mächtigen Knoten geschlungen, und daraus wickelte ich jetzt einen nigelnagelneuen Franken. Den hatte ich einem Kameraden, der ihn beim Knabenschießen gewonnen, umgetauscht gegen Kleingeld mit einem Fünfer Aufzahlung; das Kleingeld selbst hatte ich mühevoll mit einer Stricknadel aus meiner wohlverschlossenen Sparbüchse gefischt. Nun bohrte ich mit dem schwarzen Stecklein ein schuhtiefes, schauriges Loch in die Graberde, legte mit frommem, bewegtem Herzen den Genferzipfel und den Franken hinein und deckte den versenkten Schatz wieder sorgsam und säuberlich zu. Dann betete ich noch dreimal das Unservater und meinte mit innerlicher Genugtuung, den armen Schneider Duck im Himmel droben versöhnt zu haben.

So blieb es denn auch einige Zeit. Aber nach zwei Wochen stupfte mich mein Teufelchen wieder: Der selige Herr Daniel Duck sieht ja deinen guten Willen und daß es dir leid ist um das Böse, das du getan; doch weil er jetzt ein Engel ist, so braucht er den Franken nicht mehr und den Genferzipfel noch weniger ... Aber du! Es wäre Sünd und schad, wenn man das Zeug in der Erde vermodern lassen wollte! Drum riß ich einen mächtig blühenden Strauß Wiesenblumen ab und wanderte mit diesem nach dem Friedhof, um den Geist des Duckmäuselers milde zu stimmen bei meinem ruchlosen Vorhaben. Mit dem schwarzen Stecklein durchwühlte ich verstohlen die Graberde und suchte meinen heimlichen Schatz. Den Franken fand ich wohl, aber den Genferzipfel nicht mehr, und das ist ein großes Glück, sonst hätte diese Geschichte noch lange kein Ende...

Eine Quelle zu Gottfried Kellers Sinngedicht?

Nachdruck verboten.

Im Frühjahr 1859 machte Ludmilla Assing ihr eben erschienenes Buch „Sophie von La Roche, die Freundin Wielands" Gottfried Kellern zum Geschenk. Sein angeregtes Interesse für das Werk als Stilleistung sowohl wie für dessen „Heldin" drückt sich in seinen Briefen an die Verfasserin vom 28. April bis 15. März 1860 deutlich aus, zunächst in warmer Anerkennung für „die schöne, fleißige und gründliche Arbeit", dann aber vornehmlich in den Glossen, mit denen er ihre feinlinige, etwas beschönigende Charakterzeichnung des „zarten, mit Liebeskummer geschmückten Jungfräuleins" versieht. Diese Bemerkungen tragen ganz den liebenswürdigen Zug, der die ersten Kellerbriefe an Ludmilla Assing im Gegensatz zu den späteren etwas schnöden und kürzer angebundenen auszeichnet. Indessen fühlt jeder, der Keller, den Ironiker, kennt, daß seine Einwände und Einschränkungen nicht so gutartig gemeint sind, wie sie artig vorgebracht werden. Wenn er im Hinblick auf das Jugendverhältnis der Sophie zu Wieland schreibt: „Ein anmutiges Schauspiel gewährt unsereinem abermals die tapfere, furchtlose und elegante Verteidigung, welche eine Frau für eine ihrer Schwestern gegenüber den wankelmütigen und nichtswürdigen Dichtern führt," und wenn er im weitern Verlaufe seines Briefes die Demütigung des treulosen und treulos verabschiedeten Wieland mit parodistischen Strichen illustriert, so läßt die Uebertreibung schon merken, daß er mit dieser Abfertigung Wielands nicht ganz so einverstanden war, wie es zunächst den Anschein hat. „Im Ernste gesprochen," fährt er dann auch fort, „war Wieland in seiner Jugend ein höchst schnurriges, von wahren und gemachten Gefühlen aufgepustetes Bürschchen, und es stände den holden Frauen jederzeit besser an, solche Gesellen ihrer Wege gehen zu lassen, statt sie immer wieder an sich heranzuköden. Während die gleichen ‚verratenen Dichterfreundinnen' niemals verlegen sind, urplötzlich ganz unerwartete Heiraten ‚abzuschließen' und dergleichen im Notfall auch mehrmals wiederholen, werden die Dichterlinge dafür bescholten, daß sie nicht allein der Narr im Spiele sein und den ewigen Petrarca oder Werther vorstellen wollen." Auf dem Grunde dieser Erklärung liegt die ganze Bitterkeit verborgen, die, der trübe Rest wiederholter Liebesenttäuschungen, sich damals Kellers bemächtigt hatte. Im persönlichen Verkehr hat er auch mit seinen schlimmen Erfahrungen über die „Schönen, Guten", soweit sie sich in ihm zu Kenntnis und Urteil umgesetzt hatten, nicht eben hinter dem Berge gehalten, wenigstens rühmt er sich mit schalkhafter Miene dessen der Assing gegenüber im Brief vom 30. November. „Ihre zierliche ‚Sophie Laroche' wird fleißig in mir befreundeten Häusern gelesen und gibt mir bei der Besprechung hinter der Teetasse Gelegenheit, den Frauen gegenüber meine feindlichen Grundsätze und Auffassungen, die Ihnen bekannt sind, inbetreff der Dichterliebschaften, murrend vorzutragen. Das trägt mir dann immer den Ausspruch ein: ich bekäme jedenfalls weder Frau noch Freundin und verdiente auch keine, womit ich mich dann bestens zufrieden erkläre. Uebrigens kann ich Ihnen doch nicht verhehlen, daß die hübsche Sophie auch öfter scharf beobachtet und etwas mitgenommen wird." Zweifellos befindet sich Keller selbst im Kreise dieser kritischen Betrachter, sonst hätte er sich diese Mitteilung erspart oder doch



Carl Roesch, Dießenhofen. Exlibris Dr. O. Schultheß (Holzschnitt).